

# Bemerkungen zu Reinhold Ophüls-Kashima: *Yoshimoto Takaaki: Ein Kritiker zwischen Dialektik und Differenz*<sup>1</sup>

Matthew Königsberg (Frankfurt/M.)

Gleich zu Beginn seiner Monographie über den japanischen Literaturkritiker und Denker Yoshimoto Takaaki zeigt sich Reinhold Ophüls-Kashima überrascht, daß die „Beschäftigung mit Yoshimoto in westlichen Sprachen geradezu spärlich“ sei (O-K, S. 1), und fragt sich, „warum dieser Autor und sein Werk bisher so sträflich vernachlässigt wurden“ (O-K, S. 2). Dies könne daran liegen, so Ophüls-Kashima weiter, daß Yoshimoto „als ‚schwierig‘ gilt“ (ebd.); dies habe die deutsche Japanologie allerdings bislang nicht von ähnlichen Themen abgehalten. Aber gerade ein Literaturkritiker wirft besondere Schwierigkeiten auf: Als Japanologe – schon gar als Doktorand – hat man ja genug Probleme, japanische Primärliteratur zu lesen. Der japanische Literaturkritiker nun kennt diese Texte alle – so vermutet man zumindest – und äußert sich auf einer metasprachlichen Ebene dazu. Wie soll man als westlicher Japanologe dazu ein Urteil abgeben? Selbst wenn man auf Urteile verzichtet, wie kann man ein solches Oeuvre „vorstellen“? Muß man dazu nicht die gesamte Geschichte der japanischen und der westlichen Philosophie und der Literatur nacherzählen?

Nein, man muß es nicht. Und so nimmt Reinhold Ophüls-Kashima am Ende seines einführenden Kapitels „Yoshimoto Takaaki lesen“ eine Einschränkung vor; hier spricht er von (immerhin noch) „drei Anforderungen an diese Arbeit“ (O-K, S. 5). „Zunächst einmal werden die Texte des Autors in deutscher Sprache vorzustellen sein“ (ebd.). Die zweite Anforderung ist wohl: „In Kapitel 2 soll zuvor kurz auf Biographisches eingegangen werden, während in Kapitel 3 auf die allgemeinen Strukturen der japanischen Literaturkritik eingegangen und der diskursanalytische Ansatz des Verfassers skizziert wird. In Kapitel 4 [sic, wahrscheinlich meint Ophüls-Kashima doch eher sein Kapitel 5: „Das autonome Denken als Kristallisationspunkt der Rezeptionsgeschichte“] werden dann allgemeine Tendenzen in der Yoshimoto-Rezeption beschrieben.“ Als dritte Anforderung formuliert der Autor folgendes Ziel: „Nach der detaillierten Darstellung und Analyse einzelner Werke wird in Kapitel 9 versucht, den geistesgeschichtlichen Bruch im Werk des Autors im Überblick zu rekonstruieren und die diskursive Strategie als ein System von Regeln zu beschreiben“ (ebd.). Zum Schluß seiner Einleitung (und in leicht abgewandelter Form am Ende des Buchs) bietet Ophüls-Kashima einen Ausblick, wie die Forschung weitergehen könnte: „Die Auseinandersetzung mit Yoshimoto in dieser Arbeit wird also als ein erster Schritt zu einer Analyse der japanischen Kritik und Literaturkritik als Diskurs verstanden (ebd.).“

Es bleibt nach diesen einführenden Worten der Eindruck, der Verfasser habe sich sehr viel vorgenommen. Sein erstes Vorhaben – die Werke Yoshimoto Takaakis in deutscher Sprache vorzustellen – grenzt Ophüls-Kashima zwar ein: „... insbesondere [werden] die Literaturkritik und Literaturtheorie des Autors im Mittelpunkt stehen“ (O-K, S. 6). Dennoch kann Ophüls-

---

1 Reinhold Ophüls-Kashima: *Yoshimoto Takaaki: Ein Kritiker zwischen Dialektik und Differenz*; Wiesbaden: Harrasowitz Verlag, 1998 (= Iaponia Insula, 8)

Kashima diesem Anspruch kaum gerecht werden. Yoshimoto Takaaki hat sehr viel geschrieben, und die Texte sind offenbar auch für Japaner schwer zu lesen: „Als repräsentativ für die Haltung vieler Intellektueller kann die Haltung ... Kitamura Sô[s] ... gelten, der in einer kurzen Rezension des Werks [= *Masu iméji ron* = *Die Abhandlung über die Massenbilder*] seiner völligen Verständnislosigkeit gegenüber dem Text Ausdruck verleiht“ (O-K, S. 181). Yoshimotos Werke werden, wie noch zu zeigen sein wird, in einer gerafften Zusammenfassung nicht unbedingt verständlicher. Vielleicht hätte sich Ophüls-Kashima lieber auf weniger Texte konzentrieren, diese dafür aber gründlicher und ausführlicher behandeln sollen, wie er es z.B. mit einem Werk aus der mittleren Periode tut, mit *Gengo ni totte bi to wa nani ka* [= *Was ist das Schöne für die Sprache?*]. Nach einer eingehenden Vorstellung des Werks bietet Ophüls-Kashima eine Zusammenfassung und eine Einordnung („Rezeption des Werks und Diskussion“, O-K, S. 124-130), die zu den Höhepunkten dieser Monographie gehören. Diese Diskussion ist klar, griffig und gerafft. Ähnlich prägnant stellt Ophüls-Kashima die Spätwerke *Die Abhandlung über die Massenbilder* und *Hai iméji ron* [= *Abhandlung über hochauflösende Bilder*] vor. Diese Kapitel sind so überzeugend, daß man fast wünscht, Ophüls-Kashima hätte sich ganz auf diese Werke konzentriert (und in diesem Zusammenhang längere Passagen aus den Werken übersetzt). Über das Werk Yoshimotos bis zu *Was ist die Schöne für die Sprache* bietet Hosaka Kazuo schon in seinem deutschsprachigen Aufsatz einen Überblick.<sup>2</sup> Hätte Ophüls-Kashima einfach darauf verwiesen, wäre es ihm erspart geblieben, beispielsweise *Machûsho shiron* [„Versuch über das Evangelium des Matthäus“] vorzustellen (O-K, S. 45-47), da dies Hosaka bereits tut.<sup>3</sup>

Hätte Ophüls-Kashima weniger Textmaterial ausgewählt, hätte er damit auch sorgfältiger umgehen können. Eine der längeren Passagen, die Ophüls-Kashima übersetzt, ist diese Stelle aus *Was ist das Schöne für die Sprache?*

(1) *Aru jidai no bungaku hyôgen wa, itsumo watai to bungaku tai to no futatsu wo kitei toshite kangaeru koto ga dekiru shi, kangaeru beki de aru. Kore wa, kaku to iu koto ni yotte umareru hyôshutsu no, hyôshutsu to hyôgen e no bunretsui to iu imi wo gokai shinakereba, moji no seiritsu suru izen ni mo sakanobotte kangaeru koto ga dekiru.*

Der Ausdruck der Literatur eines gewissen Zeitalters kann und muß man sich immer als etwas vorstellen, was auf beidem beruht: auf der gesprochenen Sprache und auf dem literarischen Stil. Man kann sich diesen Ausdruck vorstellen als bis in eine Zeit vor der Entstehung der Schrift zurückreichend, wenn man die Bedeutung der Spaltung der Ausdrückung in Ausdrückung und Ausdruck, welche durch die Entstehung der Schrift verursacht wurde, nicht mißversteht. (Übersetzung des Rezensenten)

(2) *Watai no hyôshutsu wa, moshi sore wo mujôken no hitsuzen toshite kangaeru kagiri, bungaku tai no hô e jôshô suru ...<sup>4</sup>*

Punkt (1) übersetzt Ophüls-Kashima folgendermaßen: „Die literarische Ausdrucksproduktion einer bestimmten Zeitepoche kann nicht nur, sondern sollte immer als etwas gedacht werden, was die beiden Stile, literarischer Stil und Redestil, zur Grundlage hat. *Diese Unter-*

2 Hosaka Kazuo: „Gengo-ni totte bi-to-wa nani-ka, Über Yoshimoto Takaakis Hauptwerk“, *BJOAF*, 12 (1989) (= *Bruno Levin zu Ehren, Festschrift aus Anlaß seines 65. Geburtstages*), S. 111-147.

3 Ebd., S. 120-122.

4 Yoshimoto Takaaki: „Gengo ni totte bi to wa nani ka“, *Yoshimoto Takaaki zen chosaku shû*, 6, Keisô shobô, 1972, S. 333. Die Hervorhebungen im Original wurden nicht berücksichtigt.

*scheidung* ermöglicht es, in die Zeit vor der Entstehung der Schriftzeichen zurückzugehen, *als* die Bedeutung der durch das ‘Schreiben’ entstandenen Spaltung in Ausdrückung und Ausdrucksproduktion nicht mißverstanden wurde“ (O-K, S. 87, eigene Hervorhebung). Die obige Übersetzung des Rezensenten mag im Vergleich dazu stilistisch weniger schön sein, dafür entspricht sie dem Original, denn im Japanischen wird im zweiten Satz mit dem deiktischen Ausdruck in der Subjektposition „*kore wa*“ eindeutig das Subjekt des vorhergehenden Satzes, „*aru jidai no bungaku hyōgen wa*“ = „der Ausdruck der Literatur einer gewissen Zeitalter“, wieder aufgenommen. Dafür spricht unter anderem die parallele Satzstruktur; schließlich sind die Prädikate identisch („*kangaeru koto ga dekiru*“). Es besteht kein Grund, an dieser Stelle ein Subjekt zu ergänzen, wie es Ophüls-Kashima tut („Diese Unterscheidung ...“), zumal das Lexem „Unterscheidung“ nirgends im Kontext steht und somit kaum durch die Deixis aktualisiert werden kann. Das Konnexmittel *-ba* (hier an die Negation angefügt = *nakereba*) ist in der Gegenwartssprache konditional, nicht temporal. Insofern ist unverständlich, warum Ophüls-Kashima „als“ (anstatt „wenn“) übersetzt. Den nächsten Satz übersetzt Ophüls-Kashima folgendermaßen: „Die Ausdrucksproduktion eines Redestils steigt in Richtung literarischer Stil auf, wenn man sich diese Bewegung als voraussetzungslose Notwendigkeit denkt“ (ebd.). Hier überführt er ohne Not ein modales Konnexmittel („*kaegiri*“ = „bis zu dem Grad“) in ein konditionales („wenn“).

Dieser laxer Umgang mit den Primärtexten ist – leider – lediglich ein Symptom für einen laxen Umgang mit dem Fach Japanologie, mit dem Fach also, zu dem Ophüls-Kashima mit dieser Arbeit einen Beitrag leisten will. Unwillkürlich entdeckt man fast eine gewisse Seelenverwandtschaft zwischen dem Autor Reinhold Ophüls-Kashima und seinem Gegenstand, Yoshimoto Takaaki: Beide sind in westlicher Theorie bewandert und von ihr begeistert, und so beleuchtet Ophüls-Kashima in ausführlichen Fußnoten fast jeden Begriff aus dem Inventar westlicher Theorie (vor allen Dingen des Poststrukturalismus), den Yoshimoto Takaaki verwendet. Zum japanologischen Hintergrund hingegen fallen die Erläuterungen Ophüls-Kashimas höchst unterschiedlich aus. Es lohnt sich, unter diesem Aspekt einige Seiten hintereinander anzuschauen. Auf den Seiten 34 und 35 bespricht Ophüls-Kashima ein Kapitel aus Yoshimoto Takaakis *Jōkyō* [= *Die Situation*]: „Positiver als den japanischen Linken gegenüber steht der Autor ... dem Philosophen Louis Althusser gegenüber. Dessen Konzept der *surdétermination* ... sei wenigstens als ‘Häresie’ zu loben ...“ (O-K, S. 34). Unten auf Seite 35 befindet sich dann eine lange Fußnote (ein Drittel der Seite etwa) zur *surdétermination*, ein Zitat aus Althussters *Für Marx*, das Ophüls-Kashima so einführt: „Louis Althusser führt seinen Gedankengang in Abgrenzung zu Friedrich Engels so aus ...“ (O-K, S. 35). Zum Vergleich: Eine Seite später bespricht Ophüls-Kashima ein weiteres Werk Yoshimoto Takaakis, die Essaysammlung *Jūsōteki na hikettei* („Vielschichtige Nicht-Determinierung“). Ein Aufsatz in dieser Sammlung behandelt den Entertainer Bito Takeshi, „dessen Unterhaltungsform, die sich durch Wortwitz und Schnelligkeit auszeichnet, an *ältere Erzähltraditionen* anknüpfe“ (O-K, S. 37, eigene Hervorhebung). Nun fragt man sich als Japanologe, *welche* älteren Erzähltraditionen Yoshimoto Takaaki meint. Doch nicht etwa mittelalterliche Kriegererzählungen? Schreibt Yoshimoto Takaaki hier wirklich „ältere Erzähltraditionen“, oder schreibt er beispielsweise „*gesaku*“ oder „*yose*“? Hier hätte man viel lieber eine Fußnote gehabt als zu Althusser, das Original in Klammern hätte auch schon gereicht. Finden kann man die Stelle auch nicht so einfach, denn Ophüls-Kashima gibt zwar die Seite in der Essaysammlung an, nicht aber den Titel des einzelnen Aufsatzes, dem das Zitat entstammt. Den müßte man aber wissen, wenn man

beispielsweise Kopien dieses Werks per Fernleihe bestellen will; außerdem ist damit zu rechnen, daß der Aufsatz irgendwann in einer endgültigen Gesamtausgabe, einer *Yoshimoto Takaaki zenshū* veröffentlicht werden wird.

Auf der nächsten Seite stellt Ophüls-Kashima ein weiteres Werk Yoshimoto Takaakis dann folgendermaßen vor: „Das 1979 veröffentlichte *Higeki no kaidoku* („Die Entzifferung der Tragödie“) enthält eine Sammlung von Literaturkritiken und Analysen über japanische Schriftsteller wie Dazai Osamu (1909-48), Miyazawa Kenji (1896-1933), Yokomitsu Riichi (1898-1947) und Akutagawa Ryūnosuke (1892-1927) sowie über den Literaturkritiker Kobayashi Hideo (1902-83)“ (O-K, S. 38). Damit ist die Besprechung schon zu Ende. Diese Inhaltsangabe bietet also ein gutes Beispiel für die Art „Werkbesprechung“, auf die Ophüls-Kashima eigentlich hätte verzichten können. Selbst wenn der Leser diese Schriftsteller kennt, sagt eine solche Auflistung immer noch nicht sehr viel über *Die Entzifferung der Tragödie* aus. Wegen seiner ersten „Anforderung“ („die Texte des Autors in deutscher Sprache vorzustellen“) schreibt Ophüls-Kashima häufiger solche Zusammenfassungen, aber leider ist diese Form der Präsentation für den Leser – selbst für einen Japanologen – auf Dauer ermüdend. Man bekommt zuerst den japanischen Titel eines Werks von Yoshimoto Takaaki, dann die deutsche Übersetzung, und dann eine Auflistung der höchst disparaten und teilweise völlig unbekanntenen Personen, Werke und Phänomene genannt, die Yoshimoto in seinem Werk bespricht. Und dann geht es weiter zum nächsten Werk. Ophüls-Kashima setzt nur an dieser Stelle offenbar voraus, daß der Leser alle Schriftsteller kennt, die in *Die Entzifferung der Tragödie* vorkommen, denn hier sind keine Anmerkungen zu finden. An anderer Stelle setzt er offenbar nicht voraus, daß sein Leser die Gedichte „*bussoku seki ka*“ [sic] kennt und erläutert: „Eine *waka*-Art, die in einem 5-7-5-7-7-7 Rhythmus und zu Ehren Buddhas verfaßt wird“ (O-K, S. 104, fn 82). Es handelt sich hierbei weniger um eine „*waka*-Art“, sondern – um die genaue Definition von Karl Florenz zu geben – um „ein Tanka mit nachgefügtm Siebensilber“.⁵ Diese Form kommt nur bei den „*bussoku seki no uta*“ vor, bei den „Gedichten auf dem Stein mit den Fußspuren Buddhas“, die sich auf einer Steinstele im Yakushiji Tempel in Nara befinden und zu den ältesten sprachlichen Dokumenten Japans zählen.⁶ Diese Gedichte bespricht Yoshimoto Takaaki in *Was ist das Schöne für die Sprache?* im Zusammenhang mit seinen Theorien zu den Quellen der japanischen Poetik. Wenn Ophüls-Kashima sich dazu entschließt, Yoshimotos Ausführungen in diesem Punkt zusammenzufassen, muß er an dieser Stelle eine präzisere Anmerkung schreiben, evtl. mit dem Verweis auf Florenz oder Miller. Dafür wäre es in einer japanologischen Arbeit eventuell nicht nötig gewesen, den Titel der *Genji monogatari* zu übersetzen, wie es Ophüls-Kashima auf Seite 39 tut. Aber schließlich übersetzt Ophüls-Kashima alle Titel und muß es dann der Einheitlichkeit wegen auch hier tun. Allerdings hätte er dann als Japanologe den Titel der Übersetzung Oscar Benls (*Die Geschichte vom Prinzen Genji*) anführen sollen, anstatt das Werk eigenhändig in „*Erzählung vom Prinzen Genji*, ca. 1010“ umzubeneden. Diese Titelübersetzung mitsamt Jahreszahl wiederholt Ophüls-Kashima dann an mindestens drei weiteren Stellen im Verlauf seiner Arbeit: „*Genji monogatari* (‘Erzählung vom Prinzen Genji’, ca. 1010)“ (O-K, S. 110, 139, 143).

5 Karl Florenz: *Geschichte der japanischen Literatur*, Leipzig: C. E. Amelangs Verlag, 1909, S. 18.

6 Vgl. ebd. sowie Roy Andrew Miller: ‘*The Footprints of the Buddha*’, *An Eighth-Century Old Japanese Poetic Sequence*, New Haven, Connecticut: American Oriental Society, 1975 (= *American Oriental Series*, 58) und ders.: *The Japanese Language*, Chicago & London: The Univ. of Chicago Press, 2. Aufl., 1970, S. 32-33.

Sind dies Spitzfindigkeiten, die lediglich bezeugen, dieser Rezensent habe ein unzeitgemäßes Verständnis des Faches Japanologie? Vielleicht. Vielleicht soll man und muß man Ophüls-Kashima lieber an seiner eigenen dritten Anforderung messen, an seinem Versuch, die „diskursive Strategie als System von Regeln zu beschreiben“ (O-K, S. 6), denn dies sieht er als seinen eigentlichen Beitrag und als „ersten Schritt zu einer Analyse der japanischen Kritik und Literaturkritik als Diskurs“ an. Aber auch dieses Unterfangen leidet, wenn – wie es leider der Fall ist – Ophüls-Kashima jene Schritte nicht genügend zur Kenntnis nimmt, welche die Japanologie hier schon unternommen hat. Besonders bedauerlich ist, daß er sich zwar im Vorwort bei seiner „Doktormutter“ [sic] Irmela Hijiya-Kirschner bedankt, ihre Arbeit aber nicht konsequent auf seinen Gegenstand Yoshimoto Takaaki anwendet. Einzelne Verweise auf Hijiya-Kirschners Werke befinden sich im Kapitel 3, „Diskursive Strategie und Stil Yoshimotos im Kontext der japanischen Literaturkritik“, so z.B.: „Der interdiskursive Charakter der japanischen Kritik und Literaturkritik führt auch dazu, daß sie nicht als wissenschaftliches Genre, sondern zum Teil als Kunstgattung aufgefaßt wird“ (O-K, S. 20), aber leider findet beispielsweise Hijiya-Kirschners Aufsatz „Theoriedefizit und Wertungswut, Die nicht existenten Probleme der modernen japanischen Literaturgeschichtsschreibung (2)“ keine Erwähnung.<sup>7</sup> Dies ist – wie gleich zu zeigen sein wird – schade. Reinhold Ophüls-Kashima ist offenbar überzeugt, Yoshimoto Takaaki sei ein Theoretiker; vielleicht paßt es deswegen nicht in sein Konzept, einen Aufsatz mit diesem Titel überhaupt mit seinem Gegenstand in Verbindung zu bringen. Diese unbedingte Parteinahme für den Theoretiker Yoshimoto bricht gelegentlich in Äußerungen dieser Art durch: „Olson (1992:92) sieht Yoshimoto als emotionalen, romantischen und polemischen Kritiker, der sich auf die Seite des Volkes schlägt und die japanischen Intellektuellen wie z.B. den Politikwissenschaftler und Denker Maruyama Masao ... kritisiert. *Die darin enthaltene Unterstellung, Yoshimoto sei kein systematischer Denker, muß allerdings zurückgewiesen werden.*“ (O-K, S. 56, eigene Hervorhebung). Hier, am Anfang der Monographie, sieht der Leser noch nicht so ganz ein, warum diese „Unterstellung“ zurückgewiesen werden muß, anstatt vielleicht auf einen etwaigen Wahrheitsgehalt hin überprüft zu werden – und nach Lektüre der Monographie versteht er es noch viel weniger. In ähnlicher Art zieht Ophüls-Kashima einen ganz tiefen Graben zwischen Yoshimoto Takaaki und dem „Ur-Vater“ der japanischen Kritik, Kobayashi Hideo: „Weiter sind die eher impressionistischen literaturkritischen Werke von Kobayashi Hideo auf Sympathien gestoßen. Da Yoshimoto aber im Gegensatz zu Kobayashi viel Wert auf theoretische Konzeptionen und auf die Systematisierung der jeweiligen Gegenstände legt, kann nur sehr bedingt von einem Einfluß Kobayashis gesprochen werden“ (O-K, S. 19). Sicherlich hat Ophüls-Kashima in einem Punkt Recht – Kobayashi Hideo war ein ausgeprochener Feind von Systematisierung, von Theorie und vom Intellekt.<sup>8</sup> Yoshimoto Takaaki hingegen bejaht theoretische Konzepte, aber der Literaturwissenschaftler weiß es: Intention und Produktion decken sich nicht immer. Eine inhaltliche Verbindung zwischen den Arbeiten Kobayashi Hideos und Yoshimoto Takaakis sieht zumindest dieser Rezensent im Gebrauch einer

7 Irmela Hijiya-Kirschner: „Theoriedefizit und Wertungswut, Die nicht existenten Probleme der modernen japanischen Literaturgeschichtsschreibung (2)“, *BJOAF*, 2 (1979), S. 286-306.

8 Vgl. Matthew Königsberg: *Der junge Kobayashi Hideo, Leben und Werk eines japanischen Literaturkritikers der Moderne*, Hamburg: Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens e.V., 1993 (= *MOAG*, 118), S. 65-113.

gewissen Terminologie, die Hijija-Kirschnerit im oben angeführten Aufsatz „Wertungswut und Theoriedefizit“ treffend als „Amulett-Wörter“ bezeichnet.<sup>9</sup>

Auch wenn Ophüls-Kashima nicht von „Amulett-Wörtern“ spricht, lassen die Werkbesprechungen den Schluß zu, daß Yoshimotos Terminologie, die Begriffe also, auf denen er sein theoretisches, systematisches Gerüst errichtet, bloße „Amulett-Wörter“ sind. Dies erahnt man, sobald Ophüls-Kashima an einem relativ frühen Punkt seiner Argumentation Folgendes feststellt: „In rudimentärer Form enthalten die beiden Abhandlungen schon die drei Ebenen der diskursiven Strategie, von denen die Literaturkritik des Autors geprägt wird. Yoshimoto präsentiert zuerst eine Fülle von Zitaten, die manchmal, aber durchaus nicht immer interpretiert werden. Dann schlägt der Autor *einen Begriff* vor, der die einzelnen Bruchstücke der Interpretation bündelt. *Es bleibt dabei die Aufgabe des Lesers, anhand der Beispiele über die Plausibilität der zentralen Kategorie* und damit über die des Interpretationsansatzes insgesamt zu entscheiden. Wie in diesen beiden Abhandlungen ... dienen die literaturkritischen Texte Yoshimotos meist auf einer dritten Ebene implizit auch als kritischer Kommentar zu bestimmten theoretischen oder ideologischen Positionen“ (O-K, S. 61, eigene Hervorhebung). Solche „Begriffe“ bzw. „zentrale Kategorien“ erinnern verdächtig an die Amulett-Wörter beispielsweise eines Kobayashi Hideo, genauer an seine „zentralen Begriffe“: „Seine [= Kobayashis] zentralen Aussagen werden nicht rational durchstrukturiert, sondern anhand eines Inventars an zentralen Begriffen aufgebaut. Die Elemente dieses Inventars werden nicht explizit definiert; ihre Bedeutung ergibt sich aus semantischen Feldern, über das ganze Oeuvre hinweg.“<sup>10</sup> Kobayashis zentrale Begriffe entstammen dem „japanischen Lebendig-Auge-ismus“;<sup>11</sup> es sind Wörter wie „Traum“ (*yume*), „Auge“ (*manako*), „Blut“ (*chi*), „sehen“ (*miru*), „Schicksal“ (*shukumei*) und „rein“ (*muku*).

Bei Yoshimoto hingegen scheinen die Wörter abstrakter, ja „theoretischer“ zu sein: „Autonomie“ (*jiritsu*, O-K, S. 57), „Selbstaussdrückung“ (*jiko hyōshutsu*, O-K, S. 65), „Indikativausdrückung“ (*shiji hyōshutsu*, ebd.), „Bedeutung“ (*imi*, O-K, S. 75), „bildhafter Ausdruck“ (*tatoe*, O-K, S. 84), „abstrakt“ (*chūshōteki*, O-K, S. 139), „gegenständlich“ (*gushōteki*, ebd.), „Kondensation“ (*shukugō*, O-K, S. 159), „Systema“ (*shisutemu*, O-K, S. 162), „Begriff“ (*gainen*, O-K, S. 185), „Para-Bild“ (*para*, ebd.), „Meta-Bild“ (*meta*, O-K, S. 186) und „Ortho“ (*oruto*; dieses Wort ist, wie Ophüls-Kashima selbst zugeben muß, eine Chimäre: „Yoshimoto erklärt hier leider nicht die Bedeutung und Herkunft des Begriffs“, O-K, S. 186). Es sind derer noch mehr. Gelegentlich gewinnt man fast den Eindruck, das theoretische Vokabular Yoshimotos werde durch einen Zufallsgenerator erzeugt: „Die ‘Differenz’, die ‘Kondensation’, die ‘Stagnation’, die ‘Welt’, die ‘Schizophrenie’, die ‘absolute Metapher’ oder die ‘Auflösung’ bündeln die verschiedenen Aussagen zu einem ‘Wesen’ ...“ (O-K, S. 211). Sicherlich stammt vieles aus dem Inventar französischer Poststrukturalisten, wie Ophüls-Kashima selbst schreibt: „Schon am Anfang der Abhandlung bedient sich der Autor einer Reihe von einzelnen Bruchstücken verschiedener französischer Theoretiker.“ Bezeichnend – ob gewollt oder ungewollt – ist hier das Verb: Der Autor „bedient sich“. Mit dem Vokabular leiht sich Yoshimoto

9 Hijija-Kirschnerit: „Wertungswut und Theoriedefizit“, S. 290.

10 Königsberg: *Der junge Kobayashi Hideo*, S. 83.

11 Nambō Yoshimichi: *Kindai no dô koeru ka*, Gendai shokan, 1982, S. 66; der japanische Ausdruck lautet: *Nihon teki katsugan shugi*.

Takaaki die Autorität westlicher Kritiker aus, aber letztlich setzt er diese „Amulett-Wörter“ ähnlich wie Kobayashi Hideo ein, um impressionistische Literaturkritik zu schreiben.

Auf den letzten Seiten der Monographie schließlich präsentiert Ophüls-Kashima die „diskursiven Strategien“, die er in den Werken Yoshimoto Takaakis entdeckt hat (O-K, S. 221-227). Es sind achtzehn Punkte wie „Eklektizismus“, „Aktualitätsgebot“, „Übertragung“, „Beurteilungszwang“, „Subjektivperspektive“ usw. Einige Seiten zuvor war es dem Rezensenten schließlich gelungen, aus der Fülle an dargestelltem Material selbst eine vorläufige These zu erstellen, wie die „diskursive Strategie“ Yoshimoto Takaakis zu umreißen ist. Kurz vor seinem eigenen Schlußkapitel liefert Ophüls-Kashima einen letzten Hinweis: „Bei einem Vergleich zwischen *Was ist das Schöne für die Sprache?* und *Abhandlung über die Massenbilder* fällt hinsichtlich des Verhältnisses zwischen der Ebene der Texte und der Ebene der den Diskurs steuernden zentralen Begriffe ein weiterer Unterschied auf. Während in der *Abhandlung über die Massenbilder* diese Begriffe gewöhnlich entweder unvermittelt direkt zu Beginn einer Abhandlung oder nach der Interpretation einer Textstelle auftauchen, so stehen in den verschiedenen Kapiteln von *Was ist das Schöne für die Sprache?* üblicherweise Passagen aus theoretischen oder philosophischen Texten, die einer Interpretation und Kritik unterworfen werden, am Anfang der jeweiligen Abhandlung. Anschließend erscheinen, *in mehr oder weniger logischem Zusammenhang zur Interpretation*, dichotomische Begriffspaare, mit deren Hilfe literarische Textstellen in eine dialektische Literaturgeschichte ... eingefügt werden“ (O-K, S. 211, eigene Hervorhebung).

Die These dieses Rezensenten zu der „diskursiven Strategie“ Yoshimoto Takaakis: Der Kritiker bringt subjektive Wertungen von literarischen Werken („Beurteilungszwang“) in „mehr oder weniger logischen Zusammenhang“ mit modischen Schlagwörtern („Aktualitätsgebot“), manchmal kommen die Schlagwörter vor den Beispielen und manchmal danach. Dabei bleibt es, um eine wichtige Aussage Ophüls-Kashimas erneut zu zitieren, „die Aufgabe des Lesers, anhand der Beispiele über die Plausibilität der zentralen Kategorie und damit über die des Interpretationsansatzes insgesamt zu entscheiden.“ Mit anderen Worten: Die Beispiele mit ihrer Wertung umreißen die Begriffe, die Begriffe werten wiederum die Beispiele. Dabei kann – Modell Zufallsgenerator – fast jeder Begriff mit fast jedem Werk verbunden werden. So behauptet Yoshimoto Takaaki – offenbar allen Ernstes – Adam Smiths *An Inquiry into the Nature and Causes of the Wealth of Nations* sei *jojōshūteki* = „in der Art eines lyrischen Gedichts“ (O-K, S. 198). “‘It’s all like an ocean!’ cried Dostoevski. I say it’s all like cellophane.”<sup>12</sup>

Kurz ehe Ophüls-Kashima also im letzten Kapitel sein Fazit zieht und die „diskursiven Strategien“ vorstellt, gelangt zumindest dieser Leser zu völlig anderen Ergebnissen. Der Rezensent ist zwar Japanologe, wußte aber bislang nichts über Yoshimoto Takaaki. Er hat lediglich – in seiner Eigenschaft als Rezensent – die Monographie kritisch und aufmerksam gelesen. Was ist hier schief gelaufen? Vielleicht liegt es in der Art, wie Ophüls-Kashima mit seiner „zweiten Anforderung“ umgeht. Dieser zweite Punkt gerät zu einem Sammelsurium („Biographisches“, „allgemeine Strukturen der japanischen Literaturkritik“ sowie „allgemeine Tendenzen in der Yoshimoto-Rezeption“). Gerade zu diesem letzten Punkt bleibt Ophüls-Kashima in seinem Kapitel 5, „Das autonome Denken als Kristallisationspunkt der Rezeptionsgeschichte“, in der Tat *sehr* allgemein. Das Kapitel hat lediglich viereinhalb Seiten (O-K, S. 55-59). Hier stellt der Leser überrascht fest, daß es allein sechs Aufsatzsammlungen und zwanzig Monographien zu Yoshimoto Takaaki gibt: „von überaus positiven Be-

12 Kurt Vonnegut: *Breakfast of Champions*, o.O.: Delacorte Press, 1973, S. 228.

schreibungen von Yoshimotos Werk ... über wohlwollend-kritische ... und kritische Analysen bis hin zu klar ablehnenden Schriften“ (O-K, S. 55). Zu jeder Kategorie nennt Ophüls-Kashima mehrere Beispiele. Nun wäre es immerhin denkbar, daß auch eine „klar ablehnende Schrift“ aus berechtigten Gründen ablehnt. Dann müßten diese „ablehnenden“ Arbeiten im Sinn der wissenschaftlichen Objektivität und der Wahrheitsfindung vorgestellt und diskutiert werden. Stattdessen erinnert Ophüls-Kashimas Strategie an ein neokonfuzianisches Denkmuster, bei dem es um einen „Wahrheitsbegriff“ geht, „der sich jenseits der paradoxen Logik bewegt und anstelle der Polarität des Gegensätzlichen den Gedanken der *Umvereinbarkeit der Gegensätze*, des gegenseitigen Ausschlusses von ‘Lüge’ und ‘Wahrheit’, vertritt.“<sup>13</sup> Die verdrängten Stimmen der Gegner melden sich jedoch unterschwellig im Text zurück und steuern zumindest bei diesem Leser die Rezeption in eine andere Richtung, als es Ophüls-Kashima will. (Hätte der Rezensent damit eigentlich diese „Dekonstruktion“ durchgeführt, von der alle so viel reden? Wie dem auch sei ...)

„Klar ablehnende Schriften“ scheinen vor allem aus linker Feder zu fließen. Dies führt Ophüls-Kashima darauf zurück, daß Yoshimoto selbst die Linke angreift: „Die japanische Kritik, soweit sie sich Yoshimoto halbwegs wohlgesonnen zeigt, zeichnet überwiegend von ihm das Bild eines unabhängigen und kritischen Geistes, der trotz seiner Fähigkeit, kompliziert zu denken und zu schreiben, dem durchschnittlichen Japaner ohne intellektuelle Arroganz gegenübertritt und auf pädagogische Attitüden verzichtet. Seine Originalität und auch die bewußte Distanz zu den verschiedenen Richtungen, Szenen und Gruppierungen in der intellektuellen Welt Japans werden mit dem Begriff der ‘Autonomie’ auf den Punkt gebracht. Da Yoshimoto in vielen Werken und Schriften von einer unabhängigen, kritischen Position aus die marxistische Linke in Japan angreift, ist es nicht weiter verwunderlich, daß er aus dieser Richtung meist heftige Ablehnung erfährt“ (O-K, S. 59).

Allerdings hat die Linke vielleicht gute Gründe, diesem autonomen Denker zu mißtrauen, denn dies ist alles schon mal da gewesen. Auch Kobayashi Hideo war ein einfacher Mann, der „dem durchschnittlichen Japaner ohne intellektuelle Arroganz gegenübertritt“: „Ich durchstöbere einfach, mit nichts in den Händen, die Straßen, die mir gefallen, gönne mir ab und zu mal einen Schluck, usw. Dafür, daß ich wenig Leute treffe, wünsche ich mir nur, mich mit ihnen herzlich und formlos auszutauschen.“<sup>14</sup> Auch Kobayashi Hideo ist „autonom“ und gehört zu keiner Strömung: „Ich glaube, ich bin durch die verschiedenen Muster der heutigen literarischen Szene Japans gewandelt, oder zumindest durch die, die mir am wichtigsten erschienen. Es war überhaupt nicht meine Absicht, diese verschiedenen Muster herabzuwürdigen, um nach irgendetwas anderem zu verlangen. Um aber nicht zu sehr einem Muster zu vertrauen, habe ich lediglich versucht, mich auf alle Muster zu verlassen.“<sup>15</sup> Wenn allerdings wie in Japan der 1930er Jahre die Linke systematisch zur „Konversion“ gezwungen wird, wird eine „autonome“ Position schnell zu einer „rechten“ Position. Dies läßt sich am Fall Kobayashi Hideos leicht zeigen. Schließlich leitete

13 Klaus Kracht: *Studien zur Geschichte des Denkens im Japan des 17. Bis 19. Jahrhunderts, Chu-Hsi-konfuzianische Geist-Diskurse*, Wiesbaden: Otto Harrassowitz, 1986, S. 258. Hervorhebung im Original.

14 Kobayashi Hideo: „Gendai bungaku no fuan“, *Kobayashi Hideo shoki bungei ronshū*, 2. Aufl., Iwanami shoten, 1981, S. 225. Übersetzung nach Königsberg: *Der junge Kobayashi Hideo*, S. 189.

15 Ders.: „Samazama naru ishō“, *Kobayashi Hideo shoki bungei ronshū*, S. 31. Übersetzung nach Königsberg: *Der junge Kobayashi Hideo*, S. 188.

dieser autonome Freund des kleinen Mannes im Kriegsjahr 1942 die berüchtigten, systemkonformen Debatten „Überwindung der Moderne (*kindai no chōkoku*)“<sup>16</sup>. Interessanterweise erwähnt Ophüls-Kashima einen linken Kritiker Yoshimoto Takaakis, der offenbar auf diese Debatte anspielt: „Als paradigmatisch für eine Kritik, die dem Autor vor allem vorwirft, sich von den Prinzipien des Marxismus gelöst zu haben, kann der Artikel ‘Yoshimoto Takaaki ron – Ajia shugi no fukken to Gendai no chōkoku’ (‘Abhandlung über Yoshimoto Takaaki – die Wiederbelebung des Asiatismus und die *Überwindung der Gegenwart*’) von Nakamura Yasuyuki gelten. Darin wirft Nakamura Yoshimoto eine Rückkehr zu den antihumanistischen und gegen die Aufklärung gerichteten Positionen rechter Intellektueller in der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg vor. Der Artikel ist Bestandteil eines umfassenden *Angriffs* auf Denker der Gegenwart in seinem Buch *Posuto modanizumu no gen’ei* (‘Das Gesicht der Postmoderne’), in dem Yoshimoto in eine Reihe mit Karatani Kōjin, Hasumi Shigehiko und Etō Jun gestellt wird und eine postmoderne Richtung konstruiert wird, die sich gegen den Marxismus richtet“ (O-K, S. 58, eigene Hervorhebung). Offenbar empfindet Ophüls-Kashima Nakamuras Äußerungen als einen „Angriff“ – quasi aus dem linken Hinterhalt. Ophüls-Kashima erkennt die Anspielung auf die „Überwindung der Moderne“ nicht und fragt zu keinem Zeitpunkt, ob Nakamuras „Angriffe“ bzw. Vorbehalte – vor dem Hintergrund der japanischen Geschichte – gerechtfertigt sein könnten.

Anstatt ausgewogen verschiedene Stimmen – so auch linke Stimmen – aus der Sekundärliteratur inhaltlich zu zitieren, scheint sich Ophüls-Kashima lieber mit einigen „Spezialisten“ zu begnügen. So bedankt er sich im Vorwort bei Prof. Dr. Kazuo Hosaka, „einem exzellenten Kenner der Arbeiten Yoshimoto Takaakis“. Hosaka – der auch einen deutschsprachigen Artikel über Yoshimoto Takaaki verfaßt hat<sup>17</sup> – wird im Lauf der Arbeit nicht nur auffallend häufig zitiert, sondern dabei als fast unfehlbar hingestellt. Ein Beispiel: „Erstaunlicherweise spielt das von Hosaka Kazuo zum Hauptwerk gekürzte *Was ist das Schöne für die Sprache?* keine zentrale Rolle in der Rezeption des Gesamtwerks. Bekannte Kritiker wie Isoda Kōichi, Washida Koyata oder Yoshida Kazuaki gehen in ihren umfangreichen Arbeiten zum Autor kaum auf dieses wichtige Werk ein“ (O-K, S. 124). Als unparteiischer Leser stellt man lediglich fest, ein Kritiker hält das Werk für wichtig, drei andere eben nicht. An anderer Stelle findet man in einer Fußnote den Hinweis, der Verfasser Ophüls-Kashima habe sich mit Yoshimoto Takaaki selbst getroffen: „Yoshimoto Takaaki bestätigte in einem Gespräch mit dem Verfasser der vorliegenden Arbeit am 4.5.1990 in Tôkyō meine Auffassung, daß die Lektüre der Texte von Jacques Derrida ihn zu einer Beschäftigung mit der Theorie der ‘Differenz’ angeregt hatte“ (O-K, S. 155, fn 108). Es ist sicherlich sehr anregend, wenn man nicht nur „exzellente Kenner“ kennt, sondern sogar den Autor der Texte, über die man arbeitet. Es ließe sich allerdings fragen, ob solche Bekanntschaften der wissenschaftlichen Objektivität förderlich sind, denn im Ergebnis schreibt Ophüls-Kashima einen „Interdiskurs“ zwischen Wissenschaft und Werbetext. Man fühlt sich an die Marketing-Strategie erinnert, mit der Karatani Kōjin in den USA zum Doyen der japanischen Kritik hochgespielt wurde.

So muß man leider als Fazit feststellen, daß Reinhold Ophüls-Kashima in seiner Monographie *Yoshimoto Takaaki, Ein Kritiker zwischen Dialektik und Differenz* die Ziele nicht ganz erreicht hat, die er sich selbst gestellt hat. Dies schmälert den Wert der Monographie als Bei-

16 Königsberg: *Der junge Kobayashi Hideo*, S. 157-157.

17 Hosaka Kazuo: „Gengo-ni totte bi-to-wa nani-ka, Über Yoshimoto Takaakis Hauptwerk“.

trag zur wissenschaftlichen Japanologie, zumindest so wie der Rezensent das Fach versteht. Japanologie in diesem Sinn ist weder eine Subdomäne des japanischen Diskurses noch ein jungfräuliches Anwendungsgebiet für „Theorie“, sondern ein etabliertes philologisches Fach, in dem man es sich genau überlegen sollte, ehe man irgendwelche „ersten Schritte“ ankündigt.